



Leseprobe

Dr. Peter Scholl-Latour
Mein Leben

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 13. Juni 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

PETER SCHOLL-LATOUR wurde 1924 in Bochum geboren. Ab 1950 arbeitete er als Journalist, unter anderem war er viele Jahre ARD-Korrespondent in Afrika und Indochina, ARD-Studioleiter in Paris, Fernsehdirektor beim WDR und Herausgeber des *stern*. Von 1988 an war er als freier Publizist tätig. Seine zahlreichen Bücher (u. a. »Der Tod im Reisfeld«, 1980, »Mord am großen Fluß«, 1986, »Eine Welt in Auflösung«, 1993, »Der Fluch des neuen Jahrtausends«, 2002, »Die Welt aus den Fugen«, 2012) über die Brennpunkte des Weltgeschehens waren allesamt Bestseller. Bis kurz vor seinem Tod im August 2014 in Rhöndorf arbeitete Peter Scholl-Latour an seiner Autobiographie.

Mein Leben in der Presse:

»Sein Lebensbericht liest sich so spannend wie die meisten seiner Reportagen ... Seine Memoiren sind ein lehrreiches Zeitzeugnis des Übergangs vom zwanzigsten zum einundzwanzigsten Jahrhundert.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

»In Erinnerung bleiben wird uns Scholl-Latour als einer der großen ›Zeitschriftsteller‹. Dafür steht nicht zuletzt der vorliegende Band seiner Memoiren.«

NZZ am Sonntag

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Peter Scholl-Latour

Mein Leben

Inhalt

Avant-Propos	9
Kindheit in Bochum	19
Internat in Fribourg	38
Abitur in Kassel	57
Kriegsjahre in Berlin	78
De Profundis	94
Gestapo-Haft	94
Lothringer Idylle	102
Der Horror des Prager »Pankraz«	108
Wiener Intelligenz-Zelle	117
Die Rote Armee in Graz	122
Zu neuen Ufern	126
Vertauschte Rollen in Saigon	131
Frankreichs Indochinakrieg	133
Aufbruch	133
»Das abenteuerliche Herz«	137
Ein »Pascha« im Reisfeld	141
Landung in Tonking	154

Verhör in Bautzen	161
Blau-Weiß-Rot an der Saar	171
Halbmast in Fernost	181
»La sale guerre«	181
Das Pressecamp von Hanoi	186
Mao an der Schwelle von Shangri-La	197
Nach der Niederlage von Dien Bien Phu	208
Ein asiatischer Napoleon	213
Die letzten Außenposten	216
Die ersten Amerikaner in Saigon	220
Von Sartre bis Ibn Khaldun	224
Existentialismus in Paris	224
Eine erste Arabellion	226
Orientalische Initiation	232
Die Sprache des Propheten	240
Krieg in Algerien	259
Aufruhr am Atlas	259
Gefahr in Batna	267
Wirrwarr in Algier	271
Disteln in der Mitidja	276
Afrika	278
»Im Herzen der Finsternis«	278
Auf den Spuren Stanleys	290
Im Schatten Lumumbas	297
Che Guevara und die Steinzeit	304
In den Klauen der »Simba«	308
Verzweiflung an Afrika	313
Geschichte eines Mordes	317
Blauhelme und Söldner	326
Requiem für einen Rebellenführer	331

»Facing Mount Kenya«	334
Das Ende der Mau-Mau	340
»Angola é nossa«	348
Buschkrieg auf lusitanisch	351
Gefangener der PIDE	357
Die Blume im Gewehrlauf	361
Das Ende der Algérie Française	364
Der Zorn der Centurionen	364
Wiedersehen mit Trinquier	371
Friedliches Tunis	375
Treibjagd auf Fellaghas	379
Die »blaue Nacht«	387
Friede über den Gräbern	390
»Adieu à la gloire«	393
Im Museum der Zeitgeschichte	395
Die Pflastersteine des Quartier Latin	404
Der Rußlandfeldzug des Generals	414
»Gipfel des Ruhms«	418
Unter dem Kreuz von Lothringen	422
»Die Eichen, die man fällt«	423
Epilog. Von Cornelia Laqua	431
Personen- und Ortsregister	435
Bildnachweis	445

Avant-Propos

Tourrettes-sur-Loup, Januar 2012

Welcher Dämon mag mich wohl an jenem sonnigen Nachmittag im Münchner Verlagshaus geritten haben, als ich meine Unterschrift unter den Vertrag setzte, der mich zur Niederschrift einer Autobiographie verpflichtete? Das war im Jahr 2000, wenn ich mich recht erinnere. Die finanziellen Bedingungen, die Garantiesumme, die mir zugestanden wurde, ging nicht über den bei mir üblichen Vorschuß hinaus. Ein rivalisierender Verlag, der sich offensichtlich von dieser Lebensbeichte einen sensationellen Auflageerfolg versprach, wollte mir das Doppelte bieten. Aber dann hätte ich mich unverzüglich an das Verfassen dieses Opus machen müssen, während Random House, wie sich der Buchvertrieb des Bertelsmann-Konzerns im Zuge der üblichen Verbalamerikanisierung umbenannt hatte, gar nicht versuchte, mir einen präzisen Erscheinungstermin vorzuschreiben.

Ich war damals sechsundsiebzig Jahre alt, und es mag lächerlich klingen, daß ich in diesem hohen Alter verlangte, das Projekt auf die lange Bank zu schieben, an seine endgültige Gestaltung erst heranzugehen, »wenn ich im Rollstuhl« säße, wie ich mich recht überheblich äußerte. Die Publikation einer Autobiographie, das verspüre ich auch heute noch, droht einen Schlußstrich zu ziehen unter jede schriftstellerische Kreativität. Im Unterbewußtsein könnte auch die Freude an neuen, originellen Erlebnissen erlöschen, an jenen »émotions fortes«, die meinem Leben einen Sinn gegeben haben.

Während ich diese Einleitung – gemäß dem Prinzip »nulla dies sine linea – kein Tag ohne geschriebene Zeile« – zu Papier bringe, ist der dichte, feuchte Nebel aufgerissen, der das Dorf Tourrettes-sur-Loup seit zwei Wochen in ligurische Trübsal hüllt. Am späten Nachmittag kommt jenseits der Zypressen und Agaven des Gartens eine strahlende Bläue auf, der dieser Landstrich den Namen Côte d’Azur verdankt. Über dem Esterel-Massiv, das im Mittelalter erobernden Sarazenen als Bollwerk diente, verfärbt sich der Horizont zu einem Purpurstreifen. In diesem Winter trennen mich nur noch ein paar Wochen von meinem achtundachtzigsten Geburtstag. So vermessen es klingt – bis zum Abschluß dieser Memoiren, deren Präambel ich zögernd beginne, hoffe ich, meinen weltweiten Peregrinationen, die seit sieben Dekaden andauern, noch die eine oder andere Episode hinzuzufügen.

Zu Füßen der Terrasse, die Eva ausbauen ließ, damit der Blick sich in ganzer Breite auf das Mittelmeer öffnet, umsäumt eine unberührte Waldlandschaft die steile Felsschlucht des Fließchens Loup. An der Küste, in vierhundert Meter Tiefe und gebührender Entfernung, täuscht der Hafen Antibes ein makellos weißes Stadtbild vor. Der ursprüngliche Name Antipolis erinnert daran, daß griechische Händler diesen Strand besiedelten, lange bevor er der Provincia Narbonensis des Römischen Reiches einverleibt wurde. Jenseits der Fluten des geschichtsträchtigen aller Binnenmeere, das mit aufkommender Dämmerung zur grauen Bleiplatte erstarrt, bilde ich mir ein, die Nähe der afrikanischen, der maghrebinischen Gegenpiste zu spüren. Wenn in heißen Sommern der Schirokko aus Süden bläst, übersprüht er die Mauern des Dorfes Tourrettes, dessen verschachtelte Silhouette einer maurischen Kasbah ähnelt, mit einer dünnen Schicht roten Treibsandes, der aus der Sahara herüberweht.

Ich werde mich bemühen, den Abschluß dieses Buches so lange hinauszuzögern, bis meine Kräfte vollends erlahmen und »Freund Hein«, wie man früher einmal sagte, seinen Schatten auf mich wirft. Vorbildlich hat sich in dieser Hinsicht Joachim Fest verhal-

ten, dem ich mich stets verbunden fühlte. Sein Bericht über eine ungewöhnliche Jugend im Dritten Reich, »Ich nicht«, war unmittelbar vor seinem Tod erschienen. Was die ehrenden Reden betrifft, die einem mit Erreichen des biblischen Alters, bei Preisverleihungen oder runden Geburtstagen gewidmet werden, so haben sie stets den ungewollten Klang eines Nachrufs. Die Verleihung der wohl angesehensten Fernsehtröphäe bezeichnete ich denn auch als »letzte Ölung«, als quasisakramentale Zeremonie, die dem Veranstaltungsort, dem »hilligen Kölle«, gut anstand.

Als die Berliner Verlagsleitung von Ullstein meinen achtzigsten Geburtstag besonders aufwendig zelebrierte und Helmut Kohl mir die Ehre erwies, eine Laudatio zu halten, deren Wärme, intuitive Menschenkenntnis und rhetorische Kraft sich weit über die Plattituden parlamentarischer Ergüsse erhob, habe ich am Ende meiner eigenen Danksagung die Anwesenden darum gebeten, auf das Anstimmen des üblichen »Happy birthday to you« zu verzichten. Seit Marilyn Monroe diesen Glückwunsch-Song im Ton eines erotischen Lustgekeuches an John F. Kennedy richtete, damit auch niemand daran zweifle, daß sie mit dem Präsidenten der USA geschlafen hatte, ist mir diese Weise ohnehin verleidet. Da mein Wiegenfest – ein recht altertümlicher Ausdruck – im März häufig mit dem Aschermittwoch zusammenfällt, zitierte ich jenen liturgischen Spruch, der jeder Lebenslage angemessen erscheint: »Memento homo quia pulvis es et in pulverem reverteris – Bedenke, Mensch, daß du Staub bist und zum Staube zurückkehren wirst.«

Mit der Niederschrift meiner »Memoiren« habe ich in den Erlebnisberichten meiner zahlreichen Bücher ja längst begonnen. Der französische Autor Chateaubriand hat seinen monumentalen Rückblick auf die Epoche Napoleons und Ludwigs XVIII. unter das Motto »Mémoires d'outre-tombe – Memoiren aus dem Jenseits« gestellt. Wenn Charles de Gaulle seine Serie von Erinnerungsbänden, die – dem Vorbild Julius Cäsars folgend – in der dritten Person abgefaßt sind, als »Mémoires d'espoir – Memoiren der Hoffnung« präsentierte, so entsprach das seiner Neigung, den französischen

Niedergang, dem er sich mit seiner Résistance verzweifelt entgegengestemmt hatte, dessen er sich jedoch schmerzlich bewußt war, mit einem Schein imaginärer »gloire« zu überstrahlen, ehe er »ce cher et vieux pays – dieses liebe alte Land« den Ungewißheiten eines weltweiten Umbruchs überließ. »La vieillesse est un naufrage – das Alter ist ein Schiffbruch«, hatte er in einem früheren Lebensabschnitt festgestellt. Damit hatte er wohl kaum seine eigene Person gemeint, sondern die tragische Gestalt des von der ganzen Nation glühend verehrten Verteidigers von Verdun, den Marschall Pétain, dessen Kapitulation vor den siegreichen Armeen des Dritten Reiches er nur als Symptom von Senilität erklären konnte.

Mein Leben sei stets »in expectatione mortis – in Erwartung des Todes« verlaufen, hatte mein verstorbener Freund Johannes Gross in einer Tischrede gesagt. Das mag durchaus zutreffen für jemanden, der schon in jungen Jahren an der Exekutionsmauer stand. Aber diese Maxime gilt für jeden Menschen, beginnt das Sterben doch mit der Geburt, bleibt der Tod die einzige Gewißheit, über die wir verfügen. Der Gedanke daran hat sogar etwas Tröstliches, denn wer möchte schon ewig verweilen in einem Dasein, das der heilige Bernhard von Clairvaux als »Tal der Tränen« beschrieb?

Ich betrachte es dennoch als eine große Gunst, daß ich meine berufliche Tätigkeit als Buchautor und Chronist der Konflikte unseres Säkulums weit über den Zeitpunkt fortsetzen durfte, der für die meisten Kollegen den Beginn einer Existenz als Rentner oder Pensionär signalisiert. Das verleitet manchen Gesprächspartner auf den unvermeidlichen »Get-together«-Veranstaltungen, die ich nach Kräften zu meiden suche, die etwas hämisch klingende Frage an mich zu richten: »Warum tun Sie sich denn in Ihrem greisen Alter diese Strapazen noch an?«, wenn ich neue Reisepläne in Zentralasien erwähne oder darauf drang, mit siebenundachtzig Jahren südlich von Kundus an einer Patrouille der Bundeswehr in Richtung auf die afghanische Provinz Baghlan teilzunehmen. Aber warum sollte ich meinem Lebensstil, dem Rausch neuer Erkundungen

entsagen, bevor die körperliche Gebrechlichkeit eines nahen Todes ohnehin diesen Verzicht erzwingen wird?

Der Historiker Michael Stürmer hat meinen intimen Wesenszug gelegentlich als »heroischen Pessimismus« beschrieben. Es wäre schön, wenn ich über diese römische Tugend in vollem Maße verfügte. Als ich mit Erreichen des fünfundsechzigsten Lebensjahres aus dem Vorstand des Verlagshauses Gruner + Jahr ausschied, oblag es Johannes Gross, die »oraison funèbre« zu halten in einer Hamburger Atmosphäre voll Herzlichkeit und guter Laune, die man dieser angeblich spröden Hansestadt gar nicht zutraut. Unter allen Anwesenden verfügte wohl nur er über ausreichend gallische Bildung, um den Begriff »oraison funèbre« vorrangig auf die erhabene Prosa des Predigers Bossuet am Hof Ludwigs XIV. zu beziehen.

Mein unentwegtes Vagantentum verglich Johannes allzu schmeichelhaft mit den Irrfahrten des antiken Helden Odysseus. Auf mehr als einer Insel, fügte er schelmisch hinzu, sei dieser nicht nur auf furchterregende Ungeheuer gestoßen, sondern habe sich auch am Charme weiblicher Verführerinnen, zumal der zauberhaften Kalypso, erfreut. Da fühlte ich mich veranlaßt, darauf zu verweisen, daß im Epos Homers der legendäre Ulysses nicht nur als wagemutiger Entdecker und Freund robuster Sinne geschildert wird, sondern als »polytropos«, als Mann vieler Listen, und daß auch bei mir zweifellos der vorhandene Hang zum Abenteuer mit einem stark ausgeprägten Selbsterhaltungstrieb gepaart war.

»Hos mala polla planchthe ... der viele Leiden erdulden mußte«, heißt es schon in den ersten Versen der Homerschen Überlieferung. So wie die düstere Vision des verwüsteten Troja und der erschlagenen Gefährten den hellenischen Heimkehrer auf seiner endlosen Suche nach Ithaka begleitete, so bleibt auch bei mir der Gedanke an den Wahnsinn des Hitler-Reiches und dessen Untergang als warnendes Omen präsent, verweist auf die Prekarität, der »brave new world« unserer Tage, die sich der »pursuit of happiness – der Jagd nach Glück« – verschrieben hat.

Beim Erreichen meines letzten Lebensabschnitts stelle ich rück-

blickend eine glückliche Veranlagung fest, dank der ich den Horror, dem ich allzu oft begegnete, instinktiv verdrängen oder als unvermeidlichen Bestandteil der »conditio humana« akzeptieren konnte. Sogar in den Träumen, die Ernst Jünger mit solcher Präzision festzuhalten pflegte, haben mich die Gespenster der Vergangenheit weitgehend verschont. So hat die simulierte Erschießungsszene an der Mauer des SD-Gefängnisses von Prag, die sich ein paar sadistische Schergen Himmlers im Februar 1945 ausgedacht hatten, keine posttraumatische Verstörung bei mir hinterlassen, sondern sie erwies sich als psychisches Stahlbad, das mir erlaubte, allen weiteren Prüfungen, die mich erwarteten, mit einer gewissen »aequanimitas« zu begegnen.

Kein Mensch schätze sich glücklich vor seinem Tod, heißt es schon bei Sophokles. Eine romantische Weise, aus dem Leben zu scheiden, wurde mir versagt, als mich vor drei Jahren ein einmotoriges Flugzeug in jene urwäldlichen bizarren Felsformationen entrückte, die aus dem dampfenden Dschungel zwischen Orinoco und Amazonas wie gigantische Spukgestalten herausragen. Der Pilot, ein reiner Indianer, steuerte plötzlich mit seiner zerbrechlichen Cessna-Maschine auf eine gigantische Felswand zu, als wollte er dort zerschellen. Unmittelbar vor dem Zusammenprall kippte er jedoch mit einer akrobatischen Volte seitlich ab. Das jähe Ende, das ich bereits vor Augen hatte, verflüchtigte sich, und ich sah mich wieder den Ungewißheiten greisen Dahinsiechens ausgeliefert, das infolge der absehbaren Verlängerung des menschlichen Durchschnittsalters auf rund einhundert Jahre mit entwürdigenden Gebrechen einherzugehen droht.

Die Vielzahl der Autobiographien, die jährlich erscheinen, läßt sich kaum noch überblicken. Wer vermag da noch Dichtung von Wahrheit zu unterscheiden? Ich gestehe gern, daß ich mit einem Gefühl des Unbehagens an diese zwangsläufig egozentrische Aufgabe herangehe, und verweise den Leser bereits darauf, daß ich gar nicht daran denke, meine innersten Seelenzustände auszubreiten oder – einer exhibitionistischen Mode folgend – meine erotischen

Aventuren zu schildern. Statt selbstgefällige Zuversicht vorzutäuschen oder in peinliche Larmoyanz zu verfallen, greife ich auf eine Anthologie der persönlichen Erlebnisse und Anekdoten zurück, die ich in diversen Veröffentlichungen notierte. Ich werde dabei jenen Ereignissen den Vorrang einräumen, in denen sich die Einzigartigkeit unseres Säkulums widerspiegelt.

Die Ausübung des Journalistenmetiers, die sich für mich rein zufällig ergab, habe ich niemals als hehre Berufung empfunden. Statt dessen vertieften sich im Verlauf der Jahrzehnte meine Zweifel an einer Profession, die sich mehr und mehr auf Effekthascherei und die Befriedigung des Massengeschmacks ausrichtet. Immerhin habe ich bei meinen politischen Analysen eine gewisse Genugtuung empfunden, daß mich ein sicheres Gespür, ein solides Studium, eine nüchterne Bestandsaufnahme vor Ort immer wieder in die Lage versetzten, so manche Schimäre der »political correctness« als Irrtum oder Lüge zu entlarven. Dazu bedurfte es keiner prophetischen Gaben. Zu den Niederungen des sogenannten »investigative journalism«, der Aufdeckung von Skandalen – im Französischen gibt es dafür den Ausdruck »fouille-merde« –, habe ich mich stets auf Distanz halten können.

Bei meiner vielfältigen Tätigkeit als Korrespondent oder Reporter habe ich niemals den Anspruch erhoben, eine »Wahrheit« zu verkünden. Das Wort »veritas« ist ein theologischer Begriff. Hingegen habe ich mich bemüht, der Wirklichkeit nahezukommen. Mit der schonungslosen Darstellung menschlicher Unzulänglichkeit bin ich nie der Illusion erlegen, die Welt verbessern zu können. Im Angesicht unerträglicher politischer Heuchelei im Namen von Menschenrechten und Demokratie blieb ich mir stets der Sentenz des genialen Komödienschreibers Molière bewußt: »L'ami du genre humain n'est l'ami de personne – Der Freund des Menschengeschlechtes ist niemandes Freund.«

Volker Schlöndorff hat einmal bemerkt, er sehe in mir eine Kombination von Stanley und Hemingway. Wenn dem nur so wäre! Ich will nicht verschweigen, daß ich mich in jungen Jahren

mit dem Wunsch trug, einen zeitgenössischen Roman zu schreiben. Daß es dazu nicht gekommen ist, liegt vielleicht an dem Umstand, daß die schöpferische Imagination, die für ein solches Vorhaben unentbehrlich ist, durch die krude, unmittelbare Konfrontation mit der ernüchternden Realität, der ich pausenlos ausgesetzt war, erstickt wurde.

Eine Reihe von mir hochgeschätzter Autoren hat diese Widersprüchlichkeit überwunden und den Schwung von der eigenen Erfahrungsfolge zum literarischen Anspruch vollzogen. Ich denke dabei an Joseph Conrad, Graham Greene, Somerset Maugham, John le Carré und nicht zuletzt an André Malraux, der seine »Anti-mémoires« – der Titel ist ein Eingeständnis seiner einzigartigen Mythomanie – in den Dienst eines epochalen Zeitgemäldes stellte. Von Malraux stammt auch der Satz: »La vérité d'un homme c'est d'abord ce qu'il cache – Die Wahrheit des Mannes ist das, was er verbirgt«, eine Feststellung, die nicht nur den Verfassern von Autobiographien zu denken geben sollte.

*

Wir wollen uns nicht im Grübeln verlieren. Über Tournettes-sur-Loup ist die Nacht hereingebrochen, die »nox humida« des mediterranen Winters. An der Küste flackert der Leuchtturm von Antibes in regelmäßig rotierenden Abständen auf. Zwischen hastig treibenden Wolkenfetzen leuchten die makellosen Konturen des Halbmondes auf, des »Hilal«, wie die Araber sagen, Symbol eines expandierenden Islam. Tatsächlich greift zu Beginn dieses Jahres 2012 auf dem Südufer des Mittelmeers jener weit verzettelte Aufbruch um sich, den man so voreilig als Arabischen Frühling gefeiert hat.

Vor zwei Wochen war ich in Richtung Tunis aufgebrochen. Dank einem glücklichen Zufall beförderte mich ein nächtlicher Flug der Libyan Airways in die durch Straßenkämpfe verwüstete Stadt Misrata. Muammar el-Qadhafi behauptete sich zu jenem Zeitpunkt noch mit einem letzten Aufgebot seiner Anhänger

im nahen Hafen von Sirte. Die Rückfahrt zur tunesischen Insel Djerba, die über die vom Krieg verschonte Hauptstadt Tripolis führte, bot ein eindringliches Bild von den chaotischen Zuständen, in denen die libysche Jamahiriya zu versacken droht. In kurzen Abständen wurden wir durch Straßensperren aufgehalten und kontrolliert. Die mit Kalaschnikows fuchtelnden Wüstenkrieger, die unsere Ausweise ohnehin nicht entziffern konnten, erwiesen sich als relativ harmlose Wegelagerer. Sie winkten uns lässig durch. Unser einheimischer Fahrer wußte nicht im Geringsten, welchem Stamm oder Clan, welcher »Katiba« die selbst ernannten Ordnungshüter und Freiheitskämpfer angehörten. Aber es war deutlich zu spüren, daß zwischen diesen Haufen alte Feindschaften wieder auflebten und durch die Stimmung eines religiösen Jihad zusätzlich angeheizt wurden.

Vor meinem Rückflug aus Tunis hatte ich das mir vertraute Trümmerfeld aufgesucht, das auf die legendäre, erloschene Macht Karthagos verweist. Die Legionen des Scipio Africanus hatten nach der Eroberung dieser phönizischen Metropole keinen Stein auf dem anderen gelassen. In der Post, die ich bei meiner Rückkehr nach Tourrettes vorfinde, entdeckte ich einen Brief des Münchner Verlagshauses, der mich freundlich drängt, die vereinbarte Biographie an meinem neunzigsten Geburtstag zu veröffentlichen. Das Interesse eines breiten Leserpublikums sei mir gewiß. Da kommen ganz unvermittelt alte Reminiszenzen hoch.

Es ist ja bezeichnend für das hohe Alter, daß das Langzeitgedächtnis sich mit besonderer Intensität erhält. Ich sehe mich plötzlich zurückversetzt in meine Gymnasialzeit des Collège Saint-Michel im schweizerischen Fribourg. Wir pflegten damals ganze lateinische Passagen der »Aeneis« auswendig zu lernen, jenes epischen Gesangs des Dichters Vergil, der dem trojanischen Helden Aeneas gewidmet ist. Nach der Erstürmung Trojas durch die grausamen Danaer hatte er sich nach Westen eingeschifft, um im fernen Karthago von der dortigen Königin Dido mit den Ehren empfangen zu werden, die einem ruhmreichen Krieger zustanden. Der

ganze Hof dieser mächtigen Frau hatte sich versammelt in der Erwartung, eine präzise Kunde des trojanischen Untergangs zu vernahmen.

Um uns die Hexameter des römischen Bardens Vergil einzuprägen, der im Auftrag des Kaisers Augustus die ruhmreiche Gestalt des Aeneas zum Gründungsvater der imperialen römischen Urbs hochstilisieren sollte, memorierten wir die Verse der »Aeneis«, indem wir – dem Brauch der Peripatetiker folgend – längs der Brüstung auf und ab schritten, die die mittelalterlichen Festungsanlagen der westschweizerischen Kantonshauptstadt überragte.

Bis auf den heutigen Tag bleibt mir haften, wie der herrische Aeneas sich gesträubt hatte, vor den neugierigen und vulgären Phöniziern den unsäglichen Schmerz zu erneuern, der ihn beim Gedanken an die vernichtete Festung Troja und den Tod seiner Gefährten überkam. »Infandum, regina, iubes renovare dolorem«, begann er schließlich seinen Bericht. Es liegt mir fern, auch nur die geringste Beziehung herzustellen zwischen meinem bescheidenen Lebenslauf und der olympischen Größe antiker Heroen. Aber auf die Ermunterung meines Verlegers, doch endlich mit meiner Autobiographie zu beginnen, antworte ich – in der Hoffnung auf ausreichende Lateinkenntnisse des bearbeitenden Lektors – mit dem resignierten Satz des großen Aeneas: »Sed si tantus amor casus cognoscere nostros – Wenn wirklich eine solche Begierde besteht, mein Schicksal zu erfahren, dann fange ich eben an« – »incipiam.«

Kindheit in Bochum

»Ich habe eine Überraschung für Sie«, sagte eine weibliche Stimme, die sich in Berlin-Charlottenburg am Telefon meldete. »Mein Vater ist in Bochum mit Ihnen zur Volksschule gegangen und hat Ihnen ein kleines Geschenk hinterlassen.« Am folgenden Tag habe ich mir den schmalen Bildband über den Bochumer Stadtteil Ehrenfeld, wo ich meine frühe Kindheit verbrachte, bei einer freundlichen Nachbarin abgeholt. Es handelte sich im Wesentlichen um Reproduktionen von Ansichtskarten, die in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit umständlichen Apparaten aufgenommen und teilweise in rötlich-brauner Tönung nachkoloriert worden waren.

Ein seltsames Gefühl überkam mich dabei, ein Gemisch aus leichter Wehmut und der düsteren Wahrnehmung, wie kurz, aber möglicherweise auch viel zu lang ein menschliches Dasein ist. Auf dem grün umrandeten Einband ist der Bülow-Platz abgebildet, an dem ich täglich auf dem Schulweg vorbeikam. Er ist nach dem Zweiten Weltkrieg in Romanusplatz umbenannt worden, in ehrendem Gedächtnis an einen wackeren Jesuiten, Pater Romanus, der in einem Konzentrationslager des Dritten Reiches zu Tode geschunden wurde. Ein eigenartiger Zufall hatte es gefügt, daß auf meiner Geburtsanzeige dem »Bochumer Anzeiger« im März 1924 ein Druckfehler unterlaufen war. Statt meiner beiden Vornamen Peter Roman stand da »Pater Roman« zu lesen. Die alten Römer hätten darin wohl ein Orakel erblickt.

Durch welchen Zufall sich meine Familie nach dem Ersten Welt-

krieg im Ruhrgebiet niederließ, hat mich nie sonderlich interessiert. Vermutlich bot sich dort meinem Vater eine günstige Chance für die Ausübung seines Berufes. Meine Eltern waren beide in Elsaß-Lothringen geboren und aufgewachsen. Die Familie meines Vaters stammte ursprünglich aus dem Saarland. Er hatte in München Medizin studiert und war als Sanitätsoffizier im Ersten Weltkrieg dekoriert worden. Danach hatte er sich auf Dermatologie, damals hieß es noch »Haut- und Geschlechtskrankheiten«, spezialisiert.

Meine Mutter, die in einem Pensionat des Schweizer Kantons Neuchâtel ihr Französisch vervollkommnete, war die Tochter eines Straßburger Studienrates für antike Sprachen, der angeblich fähig war, die langen Gesänge der »Ilias« und der »Odyssee« im griechischen Urtext frei vorzutragen. Mein Vater war in Lothringen, in dem Industrieort Hayingen, groß geworden, hatte dort mit seinen Spielkameraden nur französisch parliert, bevor er im Gymnasium von Diedenhofen, heute Thionville, sein Abitur bestand. Ich erwähne diese Herkunft lediglich, um die tiefe Verbundenheit zu erklären, die beide Eltern für das umstrittene Grenzland ihr ganzes Leben lang empfanden, so wie die spontane Nähe zu Frankreich, die sie sich stets bewahrten.

In Bochum kam der zugezogene Dermatologe beruflich gut zu recht, und meine Eltern hatten sich in den zwanziger Jahren auch gesellschaftlich solide etabliert. Sie dachten jedoch mit Nostalgie zurück an den grünen Lauf der Mosel, den auch die düsteren Schatten der Hochöfen nicht verschandeln konnten, und vor allem an die hohe Silhouette des Straßburger Münsters. Wie oft hat die Erinnerung an das Elsaß und die dort verbrachte glückliche Jugend meine Mutter, eine schöne Frau mit kastanienbraunem Haar und großen grauen Augen, später zu dem Spruch verleitet: »Die Erinnerung, das ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.« So traf es sich gut, daß meine Geburt in einem Bochumer Krankenhaus von einer Hebamme, die aus Colmar stammte, auf gut elsässisch angekündigt wurde: »Madame Scholl,

es isch a Bua.« Das geschah an einem Sonntag, aber ob mir die Glückshaut des Märchens zuteil wurde, weiß ich bis heute nicht.

Blättern wir weiter in dem kleinen Andenkenband von Bochum-Ehrenfeld. Da entdecke ich das nüchterne wilhelminische Gebäude der Drusenberg-Schule. Ihre massiven Quader haben die fürchterlichen Bombardierungen des Zweiten Weltkrieges fast unbeschädigt überstanden. Ich habe dort als guter Schüler eine heitere Kindheit verbracht. Heute kaum denkbar, die katholischen und die evangelischen Schüler waren rigoros voneinander getrennt. Selbst auf dem gemeinsamen Pausenhof vermischten sich die Konfessionen nie. Die Vorstellung, daß auch Mädchen sich in denselben Klassenräumen aufhalten könnten, kam gar nicht auf.

Von Politik war in meiner Klasse, in der sich auch zahlreiche Arbeiterkinder befanden, kaum etwas zu spüren. Die zwei Gruppen, die sich rivalisierend gegenüberstanden, zeichneten sich dadurch aus, daß die einen einen kleinen Mercedes-Stern am Revers trugen und die anderen die Ringe der Auto Union. Die Helden des Tages waren Fritz Szepan und Ernst Kuzorra, die polnischen Meisterfußballer von Schalke 04. Seltsamerweise habe ich erst dem Begleittext des Ehrenberg-Büchleins entnommen, daß in der Drusenberg-Schule während der französischen Ruhrbesatzung zwischen 1923 und 1925 eine Zahl von »Ruhrkämpfern« gefangengehalten wurde, deutsche Widerständler gegen die gallische Truppenpräsenz. Sehr spät habe ich auch erfahren, daß Robert, der Bruder meiner Mutter, der sich als Leutnant das EK I verdient hatte, an dieser deutschen Résistance beteiligt war, was ihn nicht davor bewahrte, schon in den frühen Jahren der Nazi-Herrschaft in einem KZ ermordet zu werden.

Die konfessionelle Schranke löste sich unter den Jungen von selbst auf, wenn wir in unserer Wohnung in der Bülowstraße den Garten für unsere Indianerspiele benutzten. Zu Hause, wo sich auch die Gespielinnen meiner Schwester Marie-Louise, Marlies genannt, uns zugesellten, hüllten wir uns in Bettlaken und mimten schreckerregende Gespensterauftritte. Daß wir auf diesen seltsamen

Zeitvertreib verfielen, lag wohl an der Präsenz unserer liebenswerten Haushaltshilfe Christine aus dem Münsterland. Sie kam aus einer ländlichen Umgebung von Spöckenkiekern und war beim Erzählen ihrer Gruselgeschichten, an denen wir uns ergötzen, selbst zutiefst überzeugt davon, daß es Menschen gab, die mit einem »zweiten Gesicht« ausgestattet waren, die Todesfälle in allen Einzelheiten voraussagten oder gar die Geister der Verstorbenen zu unheimlichen Wiedererscheinungen veranlaßten. Bis zu meinen ersten Gymnasialjahren hat mich dieser bedrohliche Spuk fasziniert.

Bochum war seinerzeit eine halb katholische, halb evangelische Stadt. Im Ruhrgebiet manifestierten sich die Ultramontanen, wie man die Römisch-Gläubigen im Kulturkampf zu disqualifizieren pflegte, als »ecclesia triumphans«. Die Meinolfus-Kirche, wo ich getauft wurde und später zur Ersten Kommunion ging, ragte aus dem Stadtteil Ehrenfeld, dessen bauliche Erschließung ja erst zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts begonnen hatte, wie eine Trutzburg heraus. Ihr Ausbau hatte sich über lange Jahre hingezogen. Für die Bemalung des Chors und des Hauptschiffes hatte sich die Diözese Paderborn zu einer Thematik entschlossen, vor der heute die meisten unserer angepaßten Geistlichen zurückschrecken würden.

Die Innenwände von Sankt Meinolfus zelebrierten die grauenvollen Visionen der Apokalypse, der »Geheimen Offenbarung« des Apostels Johannes. Da thronte Jesus als gewaltiger, unerbittlicher Richter über dem Hauptaltar und verwies darauf, daß er »Alpha und Omega – Anfang und Ende« sei. Die Fabeltiere, die Johannes auf Patmos erblickte, waren in ihrer ganzen verruchten Bosheit dargestellt. Nur auf die Hure Babylon auf dem scharlachroten Tier hatte man verzichtet, aber die vier apokalyptischen Reiter mit ihren Insignien der Vernichtung galoppierten riesengroß auf den Tabernakel zu. Seltsamerweise haben diese Sendboten der Hölle mein kindliches Gemüt nie belastet. Ich schaute mit immer neuem Interesse zu ihnen auf. Bis auf den heutigen Tag empfinde ich die Kunde dieser Endzeit-Offenbarung als einen der schönsten kirch-

lichen Texte, ähnlich wie mich später der Klang des »Dies irae«, der drohenden Mahnung des Jüngsten Gerichtes, die leider aus der neuen Liturgie verbannt wurde, mit besonderer Weihe erfüllte.

Bei der Fronleichnamsprozession entfaltete die »alleinseligmachende Kirche« die ganze Fülle ihres Selbstbewußtseins und die Pracht ihrer Riten, wenn die Monstranz – gefolgt von langen Kolonnen Gläubiger – durch die rußigen Straßen der Industriestadt getragen wurde. In jenen Jahren bildeten die polnischen Zuwanderer und Neubürger – überwiegend in Westpreußen als Bergleute angeheuert – unter Führung ihrer Kaplane noch gesonderte Gruppen. Sie beteten und sangen in ihrer Muttersprache. Die Macht ergreifung der Nazis sollte dieser Toleranz wie überhaupt der Veranstaltung der Fronleichnamsprozession ein paar Jahre später ein Ende setzen.

Auch einem Kind verschloß sich nach Ausbruch der katastrophalen Wirtschaftskrise von 1929 nicht das bittere Elend, das weite Teile der Ruhrbevölkerung heimsuchte, und die daraus zwangsläufig resultierende politische Radikalisierung. Nach und nach kam eine Stimmung auf, die ich selbst schon als Achtjähriger als Vorboten eines Bürgerkrieges wahrnahm. Mir entging nicht, daß mehrfach am Tag Bettler an unserer Haustür klingelten. Es handelte sich keineswegs um Landstreicher oder Tagediebe, sondern es präsentierten sich rechtschaffene Arbeiter, auch bürgerlich gekleidete Personen, die der erbarmungslosen Arbeitslosenschwemme der Weltwirtschaftskrise zum Opfer gefallen waren. Die Stadt hatte zwar Armenküchen eingerichtet, vor denen sich lange Schlangen Bedürftiger bildeten, aber die verabreichte Nahrung konnte nicht sättigen. Aus der Geborgenheit einer relativ wohlgestellten Arztfamilie heraus sah ich eine massive menschliche Tragödie, an der gemessen die häufig angeprangerte »Armut« der heutigen Bundesrepublik sich als gesegnete Wohlstandsgesellschaft ausnimmt. Der Mittelstand wurde fast ebenso grausam getroffen wie das Proletariat der Werktätigen.

Die grauen Mauern der Bochumer Innenstadt verschwanden

nach und nach unter Protestplakaten einer auf Zusammenprall orientierten Parteienwelt. Ein Mann namens Adolf Hitler wurde immer wieder als Retter aus der Not beschworen oder als Verführer verdammt. Das klang manchmal recht grob: »Große Klappe, kleiner Geist – ist alles, was Adolf Hitler heißt.« Die Nazis taten sich mit antisemitischer Hetze, aber auch mit Anklagen gegen das kapitalistische System hervor. Es ging ihnen in Bochum darum, die breite Schicht der Gruben- und Stahlarbeiter, deren Hoffnungen sich auf eine starke kommunistische Partei richteten, für sich zu gewinnen, für die »Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei«. Die Front der Linken – SPD und KPD – zerfleischte sich in gegenseitigen Beschuldigungen. Der Spruch »Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten« ist mir im Gedächtnis geblieben. Das katholische Zentrum hingegen bewegte sich unbeholfen zwischen den propagandistischen Barrikaden.

*

Beim Blättern in dem Büchlein über das »Historische Ehrenfeld« entdeckte ich mehrere vergilbte Fotos der Hattingerstraße, die quer durch die Stadt verlief. An ihrem Rand lag – unweit des Hauptbahnhofs – das sogenannte Bürohaus, in dem mein Vater seine Arztpraxis eingerichtet hatte. Beeindruckend für uns Kinder war in diesem Gebäude der Paternoster, dessen Kabinen wir immer wieder bestiegen, um uns mit leichtem Schaudern über Dachboden und Keller im Uhrzeigersinn befördern zu lassen. Das altmodische Transportmittel wirkte irgendwie unheimlich mit seinem Knattern und hat mich gelegentlich bis in die Träume verfolgt.

Die wirkliche Bedeutung der Hattingerstraße, so hat sich das wenigstens in meiner Wahrnehmung erhalten, war eine ganz andere. Hier verlief eine Trennungslinie. Jenseits der mehrstöckigen Häuserschluchten begann das Arbeiterviertel, in das ein Kind aus bürgerlichem Haus sich nicht verirrt und wo sich angeblich die Rote-Front-Formation auf ihre weltrevolutionäre Stunde vorbereitete. In Wirklichkeit lebten dort kreuzbrave Leute, die in jenen Jah-

ren einer schrecklichen Misere ausgesetzt waren. Nach der Machtergreifung Hitlers wurden in diesen düsteren Vierteln die Führer der KPD durch SA-Schlägertrupps sehr schnell festgenommen und in die ersten improvisierten KZ deportiert. Wirklichen Widerstand hat es kaum gegeben, denn die Braunhemden betonten im Ruhrgebiet ihren Anspruch nicht nur auf eine nationale, sondern auch eine sozialistische Orientierung. Das Versprechen der Arbeitsbeschaffung, die Hitler nach 1933 in einem verblüffenden Tempo gelang, verschaffte ihm auch bei den kleinen Leuten stürmischen Zulauf.

Aber drei Jahre früher sah alles noch ganz anders aus. Da kam es zu Saalschlachten und sogar Meuchelmorden. Revolutionäre Unruhe bahnte sich an. Die politischen Spannungen spiegelten sich im Entfalten von Fahnen. Mit zunehmendem Elend wurde Schwarz-Rot-Gold, die Fahne der Weimarer Republik und auch des frühen Aufbruchs der deutschen Demokraten beim Hambacher Fest, durch das wilhelminische Schwarz-Weiß-Rot ersetzt. Darunter mischten sich die knallroten Fanale der kommunistischen Welterhebung und immer häufiger – auf rotem Grund und in weißem Kreis – jenes der indischen Kultur entlehene schwarze Hakenkreuz, das von der französischen Résistance später als »l'araignée – die Spinne« geschmäht werden sollte.

Jenseits unseres Gartens erstreckte sich ein weites Baugelände, das sich vorzüglich zum Spielen eignete. Dort befand sich auch eine Bauhütte, in der sich eine seltsame Gruppe zusammenfand. Es waren meist Söhne des gehobenen Bürgertums, deren Eltern teilweise zum Bekanntenkreis meiner Eltern gehörten. Nachträglich kommt mir der mahnende Film »Metropolis« von Fritz Lang in den Sinn, dessen Vorführung der integralen, restaurierten Fassung im vereisten Berlin des Februar 2010 so großes Aufsehen erregte. Am Bochumer Treffpunkt sammelten sich die Abkömmlinge der sorglosen Oberschicht, der »Klub der Söhne«, wie der Regisseur sie nannte – von der im Taylor-Rhythmus schuftenden Arbeiterklasse nur durch ein paar Häuserzeilen und die Hattingerstraße entfernt.

Die »Söhne« trugen braune Hemden und Hakenkreuzbinden. Sie wirkten in keiner Weise furchterregend und hefteten mir sogar ein HJ-Abzeichen an. Ich hütete mich, mit dieser Nadel in die Drusenbergschule zu gehen, denn dort standen die Familien der meisten Mitschüler dem katholischen Zentrum oder auch den Sozialdemokraten nah. Für Adolf Hitler verprügelt zu werden, danach stand mir wirklich nicht der Sinn.

Wenn wir bei unseren rüden Kampfspielen mit Kieselsteinen am wuchtigen Gebäude der Ruhrknappschaft – auch sie ist in der Ehrenfeld-Broschüre abgebildet – eine Fensterscheibe zertrümmerten, trösteten wir uns mit dem wenig kindlichen Argument, wir hätten ja zur »Arbeitsbeschaffung« beigetragen. Beeindruckend und irgendwie beklemmend erschienen mir in der letzten Phase vor Hitlers Machtergreifung die nächtlichen dröhnenden Aufmärsche der SA-Kolonnen mit ihren Fackeln und Standarten. Die sozialistische Gegenorganisation, das »Reichsbanner«, konnte da nicht mithalten. Die Straßen von Bochum hallten wider von den Kampfliedern, die einem Führer huldigten, der der Masse »den Glauben an Deutschland«, ein würdiges Dasein und die »Erlösung vom Versailler Joch« verhiess. Dazu hallten die Sprechchöre: »Deutschland erwache! Juda verrecke!«

Meine Eltern sprachen in Gegenwart von uns Kindern nie über Politik. Dem Typus nach sah mein Vater einem französischen Auvergnat ähnlich, unterschied sich dadurch deutlich von den überwiegend westfälisch-polnischen Einwohnern Bochums. Er hatte wohl großen Erfolg bei Frauen, und in seinen letzten Lebensjahren gestand er mir, daß er im Rückblick sein intensives erotisches Leben als »homme à femmes« als Gunst des Schicksals betrachtete. Seinen sportlichen Mut erprobte er als Ballonfahrer. Er nahm mit Freiluftballons, die den Namen Bochum trugen, erfolgreich an diversen Wettbewerben teil, und die Lüfte trugen ihn gelegentlich weit nach Frankreich und Polen hinein. Meine Mutter galt als elegant und mondän.

In jener Zeit war es nicht üblich, daß die Kinder sich bei ge-

sellschaftlichen Veranstaltungen unter die Erwachsenen mischen. Marlies und ich beobachteten nur durch den Türspalt die Ankunft der für das Ruhrgebiet recht extravaganten Gäste, zumal der Schauspieler, die mein Vater als Theaterarzt der durch den Intendanten Saladin Schmitt zu hohem Ansehen gelangten Bochumer Bühne betreute. Seine Eitelkeit schimmerte durch, als er an das schwarze, langgezogene Kabriolett, dessen Anschaffung vermutlich etwas über unseren finanziellen Möglichkeiten lag, ein imaginäres Wappen anbringen ließ. Auf grüner Scholle erhob sich ein roter Turm für den Zusatznamen Latour, den wir in Anbetracht der noch vorherrschenden Empörung über die französische Ruhrbesetzung damals nicht in Anspruch nahmen. Mein Vater legte Wert darauf, daß ich sehr früh Reitunterricht nahm. Im Übrigen war er ein wunderbarer Erzähler. Wenn er abends an mein Bett kam, schilderte er meist geschichtliche Anekdoten und Legenden, die sich oft um die von ihm bewunderte Gestalt Napoleon Bonapartes rankten. Unsere enge Beziehung hat sich durch schwere Jahre bis zu seinem Tod im Sommer 1960 erhalten, als ich seinen plötzlich ganz leicht gewordenen Leichnam persönlich in die Bahre legte.

Meiner Mutter, der das Schicksal nach einer sonnigen Jugend später hart mitgespielt hat, gedenke ich mit Liebe und Bewunderung. Sie war gewiß keine einfache Natur, worunter gelegentlich meine Schwester zu leiden hatte, aber in den Stunden der Prüfung zeigte sie einen unglaublichen Mut und einen Stolz, den nichts brechen konnte. Für ihre Kinder hat diese ansonsten recht spröde Frau sich stets erfolgreich und unermüdlich eingesetzt, wobei ihr der weibliche Charme bis ins hohe Alter zugute kam.

Obwohl ich in jenen Jahren kein sonderlich robuster Knabe war, hatte ich doch eine Schar guter Freunde um mich gesammelt, zu denen die Nachbarn aus der Bülowstraße zählten. Meine ganze kindliche Liebe galt dem Schäferhund Ajax, der uns jedesmal begleitete, wenn wir uns – etwas außerhalb der Stadt, die damals doch von den schwarzen Schlackenhalde der Gruben und von verrosteten Fördertürmen beherrscht war – an einem trichterförmig-

gen, gewaltigen Steinbruch vergnügten. Die steilen Felswände und der grüne Tümpel, in dem sich Kaulquappen tummelten, täuschte uns ein Stück Wildwest vor. Ich wagte mich ziemlich weit in die seitlichen Schächte, um dort nach gut erhaltenen Pflanzenabdrücken im Schiefergestein zu suchen, und brachte eine recht stattliche Sammlung urzeitlicher Versteinerungen zusammen.

*

Von früh an war ich eine Leseratte. Da es zu jener Zeit weder Radio noch Fernsehen gab und Computerspiele außerhalb jedes Vorstellungsvermögens waren, war es durchaus üblich, sich in Abenteuerromane und kriegerische Erzählungen aus der wilhelminischen Epoche zu vertiefen. Ich habe es in kurzer Zeit fertiggebracht, fast sämtliche Bücher von Karl May – es dürften rund fünfzig gewesen sein – zu verschlingen, wobei mich die Indianergeschichten von Winnetou und Old Shatterhand weit weniger interessierten als seine phantastischen Schilderungen des Orients, den der Autor nie besucht hatte, dem er jedoch auf seiner imaginären Reise von Tunesien bis in das Land der Skiptaren eine Authentizität verliehen hatte, die mich viel später, als ich mich persönlich an Ort und Stelle aufhielt, verblüffte. Man denke nur an die Karawanen, die die schiitischen Gläubigen zu den heiligen Stätten des heutigen Irak, nach Najaf und Kerbela – damals noch auf Kamelen –, transportierten.

Ich erlaube mir, in diesem Zusammenhang weit vorzugreifen in die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als ich als einziger Nichtkleriker von den Behörden Saddam Husseins eingeladen wurde, an einem christlichen Kongreß teilzunehmen, der unter der Ägide des stellvertretenden Ministerpräsidenten Tariq Aziz, eines chaldäischen Katholiken, Geistliche aller Länder und Konfessionen, auch der Sowjetunion, versammelte. Auf der endlosen Fahrt von Amman nach Bagdad saß ich neben einem hochrangigen Theologen des Benediktiner-Ordens, und wir kamen per Zufall auf die mysteriöse Sekte der Yeziden, der »Teufelsanbeter«, wie

ihre Verfolger sie nennen, zu sprechen. Deren religiöses Zentrum im nordirakischen Kurdengebiet unweit von Dohuk sollte ich etliche Jahre später aufsuchen. Der Benediktiner hatte sich intensiv mit der eigenartigen Sekte beschäftigt und überraschte mich mit der Feststellung, daß Karl May dieser in sich verkapselten Geheimlehre des Orients erstaunlich nahegekommen war und ihrer Verehrung der gefallenen Engelschar Luzifers sogar ein hintergründiges Gedicht gewidmet hatte.

Als ich, knapp zehn Jahre alt, dazu überging, in den Kriminalromanen von Edgar Wallace zu schmökern, traf mein Vater eine sehr vernünftige und für mein späteres Leben folgenschwere Entscheidung. Er befahl mir, mich in die historischen Chroniken der großen Weltentdecker, in die Epoche der Conquistadoren und unerschrockenen Forscher zu vertiefen. Die Aura dieser durch unerschlossene Kontinente vagabundierenden Abenteurer und Forscher hat mich damals so fasziniert, daß ich den naiven, aber sehnlichen Wunsch äußerte, auf den Spuren dieser wagemutigen Männer zu wandeln und ihnen nachzueifern. Die erste Weltumsegelung durch Magellan, die Eroberung der Inka- und Aztekenreiche durch die Spanier, die Afrika-Durchquerung und Kongo-Erforschung Stanleys, der mühselige Kamelritt Sven Hedins durch die Taklamakan-Wüste des heutigen Xinjiang, die Vermessung des Pazifiks durch James Cook schlugen mich in ihren Bann und haben mich seitdem – mutatis mutandis – nicht mehr losgelassen.

Die kriegerischen Vorgänge kamen dabei nicht zu kurz. So las ich – ohne noch die erforderliche Reife zu besitzen – den Roman »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque, und – was damals recht ungewöhnlich erschien – ein japanisches Kriegstagebuch jener Zeit, das den grausamen Eroberungskrieg der Soldaten des Tenno gegen das von Unruhen gebeutelte China schilderte. Im übrigen galt mein Interesse – und das meiner Altersgenossen – der kolonialen Expansion, die Benito Mussolini gegen das damals afrikanische Kaiserreich Abessinien vom Zaun brach. Trotz aller offizieller Beistandsbekundungen Hitlers für das faschistische Italien

sympathisierten wir mit den wilden Kriegern des Negus, dessen schnelle Niederlage uns zutiefst enttäuschte.

Im Jahr 1933 waren die Nationalsozialisten an die Macht gelangt. Die ersten Erfolge Hitlers bei der Überwindung der Arbeitslosigkeit, der propagandistischen Förderung einer breiten Volksgemeinschaft, gewissen Maßnahmen einer gesellschaftlichen Nivellierung – so wurden an den höheren Schulen die bunten Mützen, an den Universitäten die Studentenkorps und Burschenschaften abgeschafft – erzeugten eine euphorische Atmosphäre nationaler Begeisterung. Doch mein Vater, der noch die Schmisse einer schlagenden Verbindung im Gesicht trug, ahnte von Anfang an Unheil, was ihn nicht hinderte, mit seinen Ballonfahrern dem NS-Fliegerkorps beizutreten. Meine Mutter versuchte, die Sorgen hinter einer verkrampten Heiterkeit zu verbergen.

Überrascht wurde ich 1934 durch die Reaktion meiner Eltern auf die blutige und ruchlose Niederschlagung des angeblichen Röhmputsches und die damit verbundene Ermordung höchster SA-Führer. Jetzt seien wir endlich von den widerlichen braunen Schlägertypen befreit, meinte mein Vater, und das Regime werde seine brutalen Exzesse wieder herunterstufen. Die Reichswehr, so hoffte er, werde nun zum Zuge kommen. Wer konnte schon voraussehen, daß in aller Diskretion die schwarzen Todesengel der SS von nun an das Sagen haben würden?

Als ich von den Sommerferien auf der Insel Spiekeroog mit meiner Mutter und Marlies nach Bochum zurückkehrte, war kurz zuvor Generalfeldmarschall Hindenburg gestorben, und Hitler hatte sich durch eine Volksabstimmung, die wohl kaum gefälscht war, zusätzlich zu seinem Amt als Reichskanzler auch als Reichspräsident bestätigen lassen. »Wie hast du gewählt?« fragte mein Vater meine Mutter. »Mit Nein«, antwortete sie, und auch er hatte sich gegen Hitler ausgesprochen. Ich spürte instinktiv, daß schwere Zeiten auf uns zukamen.

Einen letzten Blick werfe ich in den kleinen Bildband aus Ehrenfeld und entdecke das architektonisch recht gelungene Gebäude

der Graf-Engelbert-Schule. Dort schrieben mich meine Eltern nach Abschluß meiner vierjährigen Volksschulzeit als Schüler ein. Sie begnügten sich widerstrebend mit dieser Oberrealschule und hätten mich lieber in das humanistische Gymnasium geschickt, das jedoch von unserer Wohnung allzu weit entfernt lag. Seltsamerweise erfahre ich erst durch das verblichene Büchlein über Bochum, dessen Autoren Dietmar Bleidick und Dirk Ernesti heißen, daß diese kurz zuvor gegründete Lehranstalt während der Ruhrbesetzung unter dem Namen »Caserne Foch« das französische Hauptquartier beherbergt hatte. In dieser »höheren Schule«, wie man damals sagte, gab es natürlich keine konfessionelle Trennung mehr, die von Hitler ohnehin abgeschafft worden war. Die Protestanten dürften hier in der Mehrzahl gewesen sein. Manche Lehrer gaben sich bereits als fanatische Nationalsozialisten zu erkennen, während der damalige Direktor, ein hochgebildeter, liberaler Mann, der Zugehörigkeit zu einer Freimaurerloge überführt und fristlos entlassen wurde.

Noch konnte sich die katholische Kirche auf das Konkordat berufen, das der Vatikan als erster ausländischer Staat mit dem bereits anrühlich wirkenden Dritten Reich geschlossen hatte. Als auf die Sextaner, zu denen ich gehörte, steigender Druck ausgeübt wurde, der Hitlerjugend beizutreten, bekannte sich eine weit geringere Zahl von Katholiken zu jener Jugendorganisation »Neudeutschland«, ND, die in der Weimarer Zeit in den überwiegend katholischen Reichsgebieten unter hoher klerikaler Führung eine durchaus kämpferische Dynamik entfaltet hatte. Den Neudeutschen ging es darum, die letzten Nachwehen des Bismarckschen Kulturkampfes gegen die Ultramontanen auszulöschen und gleichzeitig zu beweisen, daß sie in Anknüpfung an die glorreiche Tradition des Heiligen Römischen Reiches die besseren Deutschen und Patrioten waren.

Als ich dem ND beitrug, gehörte dessen großes Aufgebot bereits der Vergangenheit an. Fast ebenso stramm wie die HJ war die katholische Jugendbewegung in mausgrauer Uniform mit grünen Hemden zu den Klängen von Fanfaren und Trommeln angetreten.

Aber der Nuntius Pacelli, der spätere Papst Pius XII., hatte sich geirrt, als er annahm, der »Führer« wie er jetzt hieß, werde das Konkordat respektieren. Immerhin erlebte ich noch eine eindrucksvolle Kundgebung des Bochumer Neudeutschland, die durch Schlägertrupps der HJ unterbrochen wurde und in eine wüste Saalschlacht überging.

So bleiben mir vor allem die Heimabende in Erinnerung, in denen unsere halbwüchsigen Führer abenteuerliche Geschichten zu erzählen wußten und wir Choräle, aber vor allem auch Landsknechtslieder anstimmten, die für einen kirchlich orientierten Jugendbund recht seltsam klangen. Ganz war der Dreißigjährige Krieg wohl nicht aus dem kollektiven Unterbewußtsein gelöscht, wenn wir den Refrain anstimmten: »Weit laßt die Fahnen wehen / Wir woll'n zum Sturme gehen / Frisch, frei nach Landsknechtsart.«

Aus heutiger Sicht klingt es gar nicht sehr christlich, wenn der Text von zerschmetterten Mauern und eroberten Städten schwärmte. »Das wird ein lustig Leben / In unserm Lager geben / Bei Würfelspiel und Wein.« Seltsam, wie nachhaltig diese Verse sich mir eingepägt haben. Lang hat dieser katholische Verein nicht überlebt. Seine Mitglieder wurden wenig später von der Hitlerjugend übernommen, die auf Grund ihrer Geländespiele und Sportveranstaltungen große Anziehungskraft besaß. Eine alte Komplizenschaft der ehemaligen NDler blieb dennoch erhalten und sollte nach Zusammenbruch des Dritten Reiches in den Führungskreisen der von Adenauer gegründeten CDU erheblichen Einfluß ausüben.

*

Mein Bochumer Lebensabschnitt näherte sich dem Ende. Das Unglück brach über meine Familie herein. Es wurde bekannt, daß meine Mutter, die katholisch getauft war, einer jüdischen Familie entstammte, was ich bis zur Verkündung der Nürnberger Gesetze in meiner Unbekümmertheit gar nicht wahrgenommen hatte. Da eine Ausbildung in Frankreich nicht genehmigt werden würde, beschlossen meine Eltern, für meinen weiteren Schulbesuch nach

einem Internat in der französischen Schweiz Ausschau zu halten, was auf Grund der seinerzeit drakonischen Devisenbeschaffung kein einfaches Unternehmen war. Zu jener Zeit war die Welt noch klein und eng, und die Umsiedlung in die Helvetische Eidgenossenschaft, wo wir ein französischsprachiges, recht renommiertes und zutiefst katholisches Kollegium ausfindig machten, erfüllte mich mit gespannter Erwartung. Natürlich habe ich unter der Trennung von meinen Eltern und meinem Hund Ajax gelitten, aber dieser Aufbruch erschien mir auch als Sprung ins Abenteuer. Schon damals neigte ich nicht zur Wehleidigkeit. Die fünf Internatsjahre, die ich dort verbringen sollte, wurden tatsächlich zu einem der markantesten Abschnitte meines langen Lebens.

Die kurzen Ferientaufenthalte, die ich in den Sommermonaten vor Ausbruch des Krieges bei meinem Vater in Bochum und meiner Mutter in Kassel verbrachte, ließen keine nostalgische Stimmung aufkommen. Von »brideshead revisited« konnte keine Rede sein, auch wenn ich Verständnis aufbringe für Herbert Grönemeyer, der Bochum mit lyrischer Zuneigung besungen hat.

*

Es hat lange Jahre gedauert, bis ich in das total verwüstete, aber mit bewundernswerter Energie wiedererstandene Nachkriegs-Ruhrgebiet zurückfand. Im Herbst 1969 war ich auf Vorschlag des Intendanten des Westdeutschen Rundfunks, Klaus von Bismarck, zum Fernsehdirektor dieser größten ARD-Anstalt berufen worden. Ganz reibungslos war das nicht verlaufen, denn plötzlich wurde in einer Pressekampagne behauptet, dieser »Direktor aus dem Dschungel«, der in der Tarnuniform seiner französischen Fallschirmeinheit dargestellt war, sei in Wirklichkeit Offizier des französischen Nachrichtendienstes. Vor dem hochkarätig besetzten Rundfunkrat des WDR habe ich deshalb bis ins Detail meinen Lebenslauf vorgetragen, wonach ich – was äußerst selten geschieht – einstimmig durch die Repräsentanten von CDU, SPD und FDP ernannt wurde. Der ehemalige Ministerpräsident Fritz Kühn äußerte

lediglich die Frage, ob ein guter Troupier auch zum Generalst b-
ler geeignet sei. Zu Klaus von Bismarck, mit dem Eichenlaub zum
Ritterkreuz ausgezeichnet, der sich jedoch – gestützt auf die preu-
ischen Tugenden seiner Familie – dem Nationalsozialismus stets
verweigert hatte, entstand ein enges, fast freundschaftliches Ver-
trauensverh ltnis, das sich weit über meine Dienstzeit in Köln aus-
dehnte.

Das Ruhrgebiet und meine Geburtsstadt Bochum gehörten
zum zentralen Sendebereich der großen Rundfunkanstalt Nord-
rhein-Westfalens. Bei der Beisetzung des Rundfunkrat-Vorsitzen-
den Josef Hermann Dufhues, der mir stets besonders gewogen
war, begegnete ich ganz zufällig Theo Hartmann, einem Klassen-
kameraden der ersten Stunde. Wir waren als Kinder eng befreund-
et. Der tiefverwurzelten katholischen Rechtschaffenheit seiner
Familie war das völkische Neuheidentum von »Blut und Boden«
stets ein Greuel gewesen. Nur im Knabenalter entstehen wohl jene
mehr als brüderlichen Bindungen, wie ich sie auch mit einem ganz
anders gearteten Mitschüler, Günter Esser, geschlossen hatte. Da-
bei waren wir recht unterschiedliche Charaktere, und das blonde
Germanentum G nters bildete einen Kontrast zu meinem eher
mediterranen Typ.

Mehrere Jahrzehnte waren vergangen seit meinem Aufbruch in
die Schweiz, als wir uns zufällig am Rande des Mittelmeers wieder-
trafen. Günter hatte es als Bauunternehmer zu immensem Wohl-
stand gebracht. In seiner Bochumer Villa verfügte er über eine be-
achtliche Sammlung französischer Impressionisten. Im Hafen von
Antibes an der Côte d’Azur ankerte seine fast königliche Yacht, die
das ganze Jahr über von sechs festangestellten Bediensteten gewar-
tet wurde. Es ist seltsam, wie eine frühe Blutsbr derschaft nach
so langer Unterbrechung spontan wiederauflebt, obwohl unsere
Lebensbahnen recht unterschiedlich verlaufen waren. Ein halbes
Jahrhundert war verstrichen, aber wenn wir uns in das recht trübe
Wasser zwischen den  les de L rins gleiten ließen und ich amüsiert
feststellte, daß stets ein Besatzungsmitglied an der Reling darüber

wachte, daß uns kein Schwächeanfall überkam, bewährte sich die alte Vertrautheit, selbst wenn das etwas protzige Schiff sich an der Reede von Saint-Tropez in jene Luxus-Armada einreihete, wo die Reichen und die Schönen ihren Überfluß zur Schau stellten.

Wenig später wurde Günter Esser von einer heimtückischen Krankheit befallen. Der Tod ließ nicht auf sich warten. Sein Bochumer Freundeskreis – darunter befand sich ein ehemaliger Angehöriger der »Leibstandarte Adolf Hitler« – war mir nur flüchtig bekannt. Mir fiel die Rolle zu, am offenen Grab des Freundes die Gedenkrede zu halten. So schloß sich der Kreis.

Völlig überraschend traf mich die Ehrung der Regierung des Landes Nordrhein-Westfalen, die mir 1999 die Professorenwürde der Ruhr-Universität Bochum als Anerkennung meiner kulturellen Leistungen verlieh. Im Rahmen des dortigen Instituts für moderne Publizistik habe ich – von Rhöndorf aufbrechend – ein paar Jahre lang vor einer sehr braven Studentenschaft weniger über den eigentlichen Lehrstoff Seminare und Vorlesungen gehalten, sondern mich dem wissenschaftlichen Terrain der »Sciences Politiques« zugewandt, wie das meinem eigenen Studium in Paris und einer lebenslangen Beschäftigung mit dem aktuellen und historisch gewachsenen Weltgeschehen entsprach. Ohne auf den erwarteten Widerspruch zu stoßen, trug ich Gedanken vor, die der damaligen »political correctness« kraß widersprachen. Dabei stellte ich mit Verwunderung fest, daß meine weiblichen Zuhörer ihre männlichen Kommilitonen, die sich zögerlich im Hintergrund hielten, durch ihre sprachliche Begabung, ihre Freude am Disput und ihren zielstrebigem Wissensdrang in den Schatten stellten.

Im Frühjahr 2007 – ich war inzwischen dreiundachtzig Jahre alt – erreichte mich die Mitteilung, die Jury eines Bochumer Großunternehmens habe mir den Medienpreis »Steiger Award« verliehen. Die Veranstaltung fand in einer zur Expositionshalle und Schaubühne umgestalteten riesigen Werkhalle statt. Meine anfängliche Skepsis wurde durch die Namen der übrigen hochprominenten Personen behoben, die ebenfalls zu dieser Verleihung angereist

waren. Darunter befanden sich Hans-Dietrich Genscher, Franz Beckenbauer und manch anderer renommierter Zeitgenosse.

Sogar der afghanische Präsident Hamed Karzai war mit dem »Steiger Award« geehrt worden, und dieser umstrittene Staatsmann war tatsächlich mit einem beachtlichen Gefolge von Ministern und Leibwächtern aus Kabul ins Ruhrgebiet gereist. Am Ende der Zeremonie geriet Karzai in den Strudel der Autogrammjäger und Neugierigen. Wohl nie in seiner politischen Karriere, die von permanenten Mordanschlägen begleitet war, hatte sich das afghanische Staatsoberhaupt so leichtfertig exponiert und war einer völlig unkontrollierten Menge ausgeliefert.

An diesem Abend wurde mir eine Möglichkeit geboten, um die ich mich in Kabul vergebens bemüht hätte. Zum Dinner saß ich dem Präsidenten gegenüber, hatte Gelegenheit, mit einigen seiner Minister, die mir aus früheren Begegnungen am Hindukusch bekannt waren, zwanglos zu plaudern und dabei Informationen zu sammeln. Karzai selbst – die Lammfellmütze auf dem Kopf und in den eleganten grünen Usbekenmantel gehüllt – erwies sich als unpräzise, höflicher Aristokrat der paschtunischen Stammesgesellschaft. Er übernachtete in der Suite eines Hotels, das auch ich bewohnte, und wieder bestand die Gefahr eines Bombenanschlages auf diesen vereinsamten Herrscher, der nicht einmal die eigene Hauptstadt Kabul im Griff hatte und im Schatten des Todes überlebte.

Wie sehr hätte ich mir gewünscht, daß meine Mutter noch diese späten Etappen meiner Bochumer Karriere miterlebt hätte. Sie war im Alter von fünfundneunzig Jahren in Saarbrücken gestorben. Ein unscheinbarer alter Mann kam in der Festhalle aus rostendem Stahl auf mich zu gehumpelt. »Erlaubst du, daß ich dich noch duze?«, begann er. »Wir haben gemeinsam einst die Schulbank gedrückt. Später habe ich mich freiwillig an die Front gemeldet. Wir waren ja damals so begeistert und verblendet.« Ich erinnerte mich nicht mehr an diesen überlebenden Kameraden, aber mein Verständnis für sein damaliges Engagement konnte ich ihm nicht versagen.

Um am folgenden Tage zur Autobahn nach Köln zu gelangen, sind wir quer durch die Innenstadt Bochums gefahren. Mir fiel dabei das Lied Herbert Grönemeyers ein. Man muß die rheinisch-westfälische Gegend gut kennen, um seine Hymne auf Bochum zu verstehen: »Du bist keine Schönheit / Vor Arbeit ganz grau / Du liebst dich ohne Schminke / Bist 'ne ehrliche Haut / Leider total verbaut / Aber grade das macht dich aus / Du hast 'n Pulsschlag aus Stahl / Man hört ihn laut in der Nacht... Du bist keine Weltstadt / Auf deiner Königsallee finden keine Modeschauen statt... Wer wohnt schon in Düsseldorf? ... Glück auf, Bochum.«

Internat in Fribourg

Wie eine Festung des Glaubens beherrschte das Collège Saint-Michel das immer noch mittelalterlich wirkende Gassengewirr der alten Zähringer-Gründung Fribourg in der Westschweiz. Von der äußeren Steinrampe fiel der Blick auf die gotische Kathedrale Saint-Nicolas, deren Pfeiler und Rosetten wie alle Gebäude der Altstadt in grünlich getönten Sandstein gemeißelt waren. Zwischen den unversehrten Schutzmauern kriegerischer Vergangenheit fielen die gewundenen Häuserzeilen ähnlich wie im benachbarten Bern steil nach unten ab – zu den smaragdfarbenen Wassern der Sarine.

Im Jahr 1935 zog sich noch eine deutliche Trennungslinie zwischen der von bescheidenen Leuten bewohnten »ville basse«, wo sich der alemannische Dialekt erhalten hatte, und den ehemaligen Zunftgassen und Patrizierhäusern des Zentrums. Dort, wie in den modernen Alleen der Oberstadt, wurde fast ausschließlich Französisch gesprochen. Unabhängig von diesem linguistischen Zwiespalt hatte sich der Kanton Fribourg als Bollwerk des militanten Katholizismus bewährt, und das Collegium Saint-Michel hatte dazu entscheidend beigetragen.

Am Ende seiner unermüdlichen Prediger- und Seelsorgerreisen durch das Rheinland, das im Begriff stand, zum lutherischen Protestantismus abzufallen, hatte der niederländische Jesuitenpater Petrus Canisius – sein ursprünglicher Name war Peter de Hondt – in Fribourg oder Freiburg seinen letzten Kraftakt vollbracht. Er verhinderte das Abgleiten dieses eidgenössischen Kantons in die Lehre Zwinglis oder Calvins. Den bewährten Regeln seines Ordens

gemäß hatte Canisius, der unter Bezug auf den heiligen Bonifatius als »zweiter Apostel Deutschlands« verehrt wurde, durch den straffen und intelligenten Ausbau des Erziehungswesens auf halber Strecke zwischen Genf und Zürich eine Bastion der römischen Kirche errichtet, deren konfessionelle Intransigenz zur Stunde meiner Ankunft in dieser strengen Lehranstalt noch unverändert erhalten war. Der Geist des Gründers der Societas Jesu, Ignatius von Loyola, lebte in den mächtigen Steinquadern fort, spiegelte sich im verzückten Antlitz der Heiligen auf den Gemälden, die die Wände der wuchtigen Innengänge säumten.

Zwar war der Jesuitenorden als Folge der konfessionellen Machtkämpfe in der Confoederatio Helvetica, die im neunzehnten Jahrhundert im Sonderbundkrieg gipfelten, aus der Schweiz ausgewiesen worden – inzwischen sind sie zurückgekehrt –, die strengen Vorschriften und religiösen Anweisungen, die der heilige Ignatius seinen Ordensbrüdern und deren Schülern hinterlassen hatte, lebten in den Mauern von Saint-Michel jedoch noch intensiv fort. Der Geist der Gegenreformation hatte sich – gestützt auf eine klerikal ausgerichtete Kantonsregierung – auf geradezu archaische Weise erhalten. Er prägte auch das fromme Korps von Erziehern, die zwar dem säkularen Klerus angehörten, die Tradition Loyolas in mancher Hinsicht jedoch kompromißloser und eifernder fortführten, als das in manchen authentischen Niederlassungen der Societas Jesu der Fall war. Nicht von ungefähr hatten die Patres von Feldkirch aus dem österreichischen Vorarlberg in Fribourg Zuflucht vor den Schikanen der Nationalsozialisten gesucht.

Bis zu meiner Aufnahme in Saint-Michel war ich ein recht verwöhntes Kind gewesen. Aber von Anfang an fühlte ich mich wohl an diesem Schnittpunkt der deutschen und der französischen Sprache, in diesem Klima einer gelungenen Symbiose zweier Kulturkreise, denen ich mich beiden zugehörig fühlte. Zudem fand ich mich recht reibungslos in einer klösterlichen Atmosphäre der Entsagung, ja der Askese zurecht, die mir bislang völlig fremd gewesen war. Meine Mutter hatte mich nach Fribourg begleitet, um im Ge-

sprach mit dem Rektor Savoy, einer eleganten Prälatengestalt, und dem Präfekten Pasquier, der bei vielen als gefürchteter Zuchtmeister galt, für eine pflegliche Behandlung ihres Sohnes zu plädieren. Später hat sie mir erzählt, daß sie bittere Tränen vergossen hatte, als sie feststellte, daß in unserem riesigen Refektorium die Tische mit Linoleum bezogen waren und daß wir in meinem Schlafsaal, dem »dortoir«, zu vierzig Internen hinter schulterhohen Holzverschaltungen auch im strengen Winter ohne Heizung übernachteten.

Der Lebensrhythmus der Zöglinge war unerbittlich. Um halb sechs früh – meist war es noch stockduster – gellte die kleine Glocke des Aufsehers durch den Schlafsaal. Der »Surveillant« – meist ein junger Geistlicher, der sich in einer bescheidenen Klausel nebenan aufhielt – riß uns mit dem Ruf »Benedicamus Domino – Laßt uns preisen den Herrn« – aus dem Schlaf, und darauf antworteten wir mit einem freudlosen »Deo gratias – Dank sei Gott!«. Wer nicht schnell genug aus seiner Kojen herauskroch, wurde von dem Soutanenträger durch Überschütten mit kaltem Wasser auf Trab gebracht. Zum Waschen standen uns individuelle Becken zur Verfügung, aber auf die Reinigung des Körpers wurde nicht viel Zeit verschwendet.

Wenig später bewegten wir uns in der vorgeschriebenen Formation – zwei Einzelreihen rechts und links der halligen Steingänge, der Aufseher in der Mitte – auf die Kirche zu. Dort wurde eine stille Messe zelebriert und die Kommunion erteilt. Anschließend ging es – immer noch schweigend – in gleicher Formation zu den Studiensälen in den oberen Etagen. Dort gab es eine Trennung zwischen »les petits, les moyens et les grands – den Kleinen, den Mittleren und den Großen«. Nachdem wir ein kurzes Gebet verrichtet hatten, nahmen wir eine Stunde lang in dem weiten Raum Platz, wo die Pulte von mindestens vierzig Alumni exakt ausgerichtet waren. Das Silentium wurde immer noch nicht gebrochen. Wir bereiteten uns auf den Unterricht des Tages vor.

Unsere »salle d'études« hatte bereits beim ersten Betreten einen etwas einschüchternden Eindruck auf mich gemacht. Unter einem

riesigen Kruzifix thronte »le professeur« auf einem überhöhten Podest, und mir fielen gleich zwei gebückte Schüलगestalten auf, die zu beiden Seiten auf den Stufen knieten und in dieser höchst unkomfortablen Stellung ihren schriftlichen Aufgaben nachkamen. Wie ich alsbald erfuhr, handelte es sich um Knaben, die die weihvolle Ruhe des Studierraums gestört, unerlaubte Lektüre ihrem Lehrstoff vorgezogen oder sich allzu intensiv mit den Nachbarn unterhalten hatten. Nach einiger Zeit der Buße wurden sie dann mit gebieterischer Geste an ihren normalen Platz zurückbeordert.

Nach einem Vaterunser brachen wir endlich um etwa halb acht zum kärglichen Frühstück auf. Die Laibe Weißbrot schnitten wir selber auf und aßen davon, so viel wir wollten. Dazu gab es Marmelade und Milchkaffee, aber keine Butter. Ein kurzes Tischgebet war das Signal zum Abmarsch in den Unterricht, der in einem Sonderflügel des riesigen Gebäudekomplexes stattfand. Dort trafen wir auch mit den Externen zusammen, jenen Mitschülern aus Fribourg, die bei ihren Eltern wohnten. Der Unterricht – bei dem Latein und später Griechisch eine wichtige Rolle spielten, aber auch Dichtung und Rhetorik – war in zwei getrennte Gymnasien unterteilt, das eine für die Deutschsprachigen, das andere für die Frankophonen.

Nach einem halben Jahr intensiven Paukens, das nicht nur meine Französischkenntnisse auf ein recht anspruchsvolles Niveau, sondern auch mein unzureichendes Latein auf den erfordernten Stand brachte, übersprang ich – zur großen Verwunderung des Präfekten Pasquier – eine Klasse und war von nun an voll in das »Lycée français« integriert. Für den deutschen Literaturunterricht wechselte ich stundenweise in das alemannische Gymnasium unseres Collège über.

Der Unterricht dauerte von acht bis elf oder zwölf Uhr. Das Mittagessen wurde uns überreichlich in riesigen Schüsseln vorgesetzt. Wirklich geschmeckt hat es selten. Am Sonntag hatte jeder Interne Anspruch auf eine kleine Karaffe Rotwein, was gelegentlich zu Anwandlungen von Trunkenheit führte – der Sohn eines

polnischen Obersts tat sich dabei besonders hervor –, wenn diverse Tafelnachbarn auf ihre Ration Alkohol verzichteten und sie kameradschaftlich zur Verfügung stellten.

Nach dem »Déjeuner«, wie das Mittagessen hieß, gewährte man uns endlich Raum für eine Stunde Freizeit. Dafür stand uns ein riesiger, kahler Hof zur Verfügung, der keine Spur von Rasen aufwies. Das einzige Grün wurde von ein paar kümmerlichen Bäumen gespendet, die längs der hohen Betonmauer wuchsen, die Saint-Michel nach Norden abschirmte. Unsere sportliche Vergnügung beschränkte sich auf Fußball und Volleyball. Dann wurden wir auch schon wieder durch ein Klingelzeichen in die Étude beordert, wo wir eine halbe Stunde – stets von Gebeten eingerahmt – zur Vorbereitung auf den Nachmittagsunterricht hatten, der von zwei bis vier Uhr dauerte.

In strikter Ordnung ging es danach zum »Goûter«, was aus Milchkaffee und Brot, aber dieses Mal ohne Marmelade bestand. Eine halbe Stunde Freizeit verblieb dann noch vor Beginn des Abendstudiums, das sich schweigend über zwei Stunden hinzog. Wer mit seinen Aufgaben fertig war, durfte zur Lektüre von sorgfältig ausgewählten Schriften übergehen. Zur Lesegenehmigung mußte das Buch – für den Surveillant deutlich sichtbar – hochgehalten werden.

Um sechs Uhr abends ging es zum Dîner, das sich qualitativ und quantitativ mit dem Déjeuner vergleichen ließ. Während des Essens saß der Präfekt mitsamt einem halben Dutzend Aufseher auf einer erhöhten Estrade, wo ihnen zwar keine üppigen Mahlzeiten, aber ein besseres Angebot als das der Schüler serviert wurde. Dazu gab es täglich für diese Privilegierten eine Karaffe Rotwein.

Noch eine knappe Stunde blieb uns abends, um in den Innenräumen Tischtennis zu spielen oder uns auf andere Weise die Zeit zu vertreiben. Nach einem längeren Abendgebet – wenn nicht ein feierliches Completorium in der Kirche stattfand – wurden die »Kleinen« zu Bett gebracht. Die Älteren hatten noch eine Stunde, um zu lesen, zu arbeiten oder zu plaudern. Gemeinsame Ausgänge

fanden am Donnerstag- und am Sonntagnachmittag statt. Bis zur Stadtgrenze marschierten wir in Dreierkolonnen. An den Ufern der Sarine fanden je nach Jahreszeit Kahnfahrten statt. Wir sammelten auch Schlüsselblumen, aber am liebsten lieferten wir uns rüde Kämpfe und bewarfen uns mit Tannenzapfen.

Am Sonntag, dessen weihevoller Weckruf gnädigerweise erst um sechs Uhr morgens statt um halb sechs erklang, trugen wir die dunkelblaue Uniform des Collège Saint-Michel mit Goldknöpfen und einem mit Goldfäden durchwirkten schwarz-weißen Wappen des Kantons Fribourg. Ein ähnlicher Schmuck zierte auch die blaue Schirmmütze, die wir laut Vorschrift außerhalb der Mauern der Lehranstalt ständig tragen mußten.

Von der Mittelstufe an durfte bei den Spaziergängen geraucht werden, und bei gelegentlichen Ausflügen zum Bauernhof, der dem Collège gehörte, floß das Bier so reichlich, daß es auch hier zu alkoholischen Exzessen kam. Das steigerte sich noch bei der »grande promenade«. Einmal im Jahr fand eine solche Gruppenreise zu Sehenswürdigkeiten der Schweiz statt, vom Vierwaldstättersee und seinen Urkantonen bis zu der vom Calvinismus gezeichneten Stadt Genf, wo wir die Inschrift »Post tenebras lux – Das Licht leuchtet nach der Finsternis« studierten und den Sessel bestaunten, auf dem der Gründer der ketzerischen Reformierten Kirche seinen Abfall von Rom mit puritanischer Strenge vollzogen hatte.

Das feierlichste Ereignis in Fribourg, in der die unterschiedlichsten Soutanen und Nonnenhauben von angeblich vierzig Klöstern miteinander wetteiferten und von zahllosen Kirchtürmen in aller Frühe ein dröhnendes Glockengetöse erklang, war die Fronleichnamsprozession. Für dieses kirchliche Fest bereiteten wir uns auf dem großen Innenhof mit regelrechten Exerzierübungen vor, unter dem Befehl eines Schweizer Unteroffiziers, der angeblich irgendwann einmal in der Armee des Zaren gedient hatte. Beim triumphalistischen Sakramentalumzug der »Fête-Dieu« wurde unsere Uniform durch weißen Schlips und weiße Handschuhe auf den Punkt gebracht.

Fünf Jahre habe ich in dieser klösterlichen Zucht verbracht.

Vielleicht liegt es an meinem glücklichen Naturell, daß ich im Rückblick den erfreulichen Erlebnissen den Vorzug gebe und die schmerzlichen Belastungen, die zweifellos auch existierten, verdränge. Wie stand doch auf der Sonnenuhr am Hauptportal von Saint-Michel: »Dico lumnas, taceo nubiles... Ich berichte über die hellen Stunden und verschweige die düsteren.« Wer aus diesem rigorosen Tagesablauf in unserem Internat folgern würde, wir hätten eine traurige Kindheit und Jugend verbracht, der irrt. Es sind in jenen Jahren dauerhafte Freundschaften entstanden, und es herrschte eine Form der Heiterkeit, die denjenigen, die im trauten Familienkreis aufgewachsen sind, fremd sein mag. Es gab gewiß Reibungen zwischen den Deutsch-Schweizern und den »Welschen«, aber ich verspürte innerhalb dieses helvetischen Vielvölkerstaats – die Italiener aus dem Tessin, die Rätoromanen aus Graubünden kamen ja noch hinzu – einen Zusammenhalt, der uns bei der mühsamen europäischen Einigung als Vorbild dienen sollte.

Ob wir es wollten oder nicht, unsere Erzieher hatten die Ausbildung unter die jesuitische Devise gestellt: »Omnia ad maiorem Dei gloriam – Alles gereiche zum größeren Ruhm Gottes.« Es wurde in Fribourg eine Form des integristischen Katholizismus befolgt, die mit den Auswüchsen reaktionärer Aufsässigkeit, wie sie später unter den Piusbrüdern und dem Bischof Lefebvre aufkam, nichts zu tun hatte. Der Gehorsam gegenüber Rom war oberstes Gebot, selbst wenn wir uns häufig zurückversetzt fühlten in eine Ära gegenreformatorischer Unduldsamkeit. Am deutlichsten drückte sich diese Haltung in der feierlichen Hymne des Collège Saint-Michel aus. Sie huldigte dem Gründer Petrus Canisius, dessen Leichnam heute unter dem Hauptaltar bestattet ist. »Du großer Heiliger«, so begann der Choral, der auf französisch angestimmt wurde, »warst seinerzeit die Rettung Fribourgs vor dem Glaubensabfall«, und das Lied steigerte sich zu der heute erstaunlich klingenden Anrufung: »... fais que le peuple soit fidèle et le magistrat fort – wache darüber, daß das Volk treu und der Richter stark bleibt.« Ein Hauch von Inquisition schwang da mit.

